



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

würde es, ohne Gefahr, geohrseigt zu werden, öffentlich wagen dürfen, Gambetta, lediglich weil er keine künstlerischen oder philosophischen Formen entwickelte, unter das Niveau der allgemeinen französischen Kultur zu setzen, wer würde Salisbury, wer würde Gortschakoff als englische oder russische Halbbarbaren verschreien, weil sie keinen lebendig schaffenden Sinn für die Zwecke der schönen Künste an den Tag gelegt haben?" Ja wir Deutschen sind halt „so viel“ gebildet, wie die Österreicher sagen, bei uns dünkt sich nicht nur „jeder untergeordnete Litterat als eine geistige Natur a priori weit erhaben über alle staatlichen Berufskräfte der Völker,“ sondern auch — der Musiklehrer glaubt eine Persönlichkeit wie Bismarck schulmeistern zu dürfen, weil er als Privatmann einem Musiker, den der andre nicht für voll ansieht, eine Aufmerksamkeit erwiesen hat.



## Litteratur

Briefe von der Grenze. Ein sozialpolitisches Gedankenbild. Magdeburg, Albert Rathke, 1890

Das Gedankenbild des ungenannten Verfassers unterscheidet sich von den Romanen aus Utopien, die neuerdings wieder Mode geworden sind, sehr zu seinem Vorteil durch zweierlei. Erstens werden uns die Reformen, die der von der edelsten Gesinnung besetzte Verfasser für wünschenswert hält, in ganz kleinem Maßstabe vorgeführt. Der menschenfreundliche Fürst eines deutschen Kleinstaates, dessen Hauptstadt den symbolischen Namen Neustadt am Avenir erhält, hat sich mit einem gleichgesinnten reichen Fabrikbesitzer und einem evangelischen Pfarrer in Verbindung gesetzt, diese drei Männer werden Anhänger und rufen eine Reihe gemeinnütziger Anstalten ins Leben von der Art, wie solche in Wirklichkeit hie und da schon vorhanden sind. Der Fabrikbesitzer führt bei sich die Gewinnbeteiligung der Arbeiter und allerlei Wohlfahrtseinrichtungen ein, sodann werden eine Werkstatt für arbeitslose Männer, ein großes Tapissiergeschäft zur Verbesserung der Lage der Nadelarbeiterinnen und ein Warenhaus gegründet; endlich auch ein musterhaft eingerichtetes Hotel, dessen Angestellte weder Trinkgeld nehmen, noch sich von den Gästen grob kommen lassen. Zweitens sucht der Verfasser die Ursache der herrschenden Übel vorzugsweise in der Unsitlichkeit der den modernen Geschäftsverkehr und die gesellschaftlichen Verhältnisse beherrschenden Grundsätze und geht daher vorzugsweise auf sittliche Erneuerung aus. Als Ideale schweben ihm vor einerseits die Brüdergemeinde, anderseits eine Organisation der Berufsstände, die an Schöffles Bau der Gesellschaft erinnert. Mit der Hervorhebung dieser Vorzüge haben wir den Reformplan des Verfassers schon kritisiert. Es ist eben die Frage, ob sich jene Einrichtungen, die im einzelnen nicht allein ausführbar sind, sondern sich hie und da schon bewährt haben, ganz allgemein und mit Ausschluß aller freien kapitalistischen Unternehmungen werden durchführen lassen. Es ist auch die Frage, ob es die

unruhigeren Geister und die Genies in herrnhutischer Enge und Zahmheit auszuhalten werden, und was aus der Welt, aus der Weltgeschichte, aus dem Menschenleben im großen Stile mit seiner erschütternden Tragik und seiner erfrischenden Komik werden würde, wenn es gelänge, alle solche undisziplinierbare Elemente auszurotten. Der Verfasser eröffnet uns selbst einen Ausblick in die Zeiten untadelhafter Ordnung auf einem verhältnismäßig untergeordneten Gebiete. Der Fürst reformiert auch sein Hoftheater nach dem Grundsatz, daß außerordentliche Gaben und geschäftliche Konjunkturen nicht als Privateigentum ausgenützt werden dürfen, sondern dem damit begnadeten zum allgemeinen Besten beschert werden; der sogar von einem Stahl anerkannte Satz, daß Gott der Jenny Lind in ihrer Kehle ein Kapital geschenkt habe, wird ausdrücklich für falsch erklärt. Der Fürst will demnach die unmäßig hohen Besoldungen der Schauspieler herabsetzen und ihnen den Gastspielurlaub entziehen, dafür aber ihnen ein sorgenfreies Alter sichern. Er zweifelt nicht im geringsten daran, daß unter diesen Bedingungen kein einziger der jetzigen Schauspieler bleiben werde, aber er gedenkt ältere ausgediente Schauspieler zu berufen, die ihm ein neues Schauspielergeschlecht in christlichen Grundsätzen erziehen sollen. Schade, daß der Fürst Arnold nur in dem Buche existirt; man dürfte auf den Erfolg des Versuches gespannt sein! Und mit der Reform des Waarenumsatzes nach dem Muster der Konsumvereine und Offizierwarenhäuser sollen auch die „versüßlichen“ Schaufenster wegsfallen! Daß doch unsere Weltverbesserer das Wort Cajetans so ganz vergessen:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen  
 Muß der Mensch für den kommenden Morgen,  
 Daß er die Schwere des Daseins ertrage  
 Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.

Das Hoffen ist schon heute für einen großen Teil der Menschheit ein Wort ohne Sinn; die Beamten und die Arbeiter wissen genau, wie hoch oder niedrig sie es im Leben bringen können, und die sozialdemokratische Bewegung verdankt ihre Kraft zum Teil dem unzerstörbaren Gange, lieber eine offenbar unsinnige Hoffnung zu hegen als auf jede Hoffnung zu verzichten. Glaubt man, daß die Menschheit sich wohler fühlen werde, wenn auch das Fürchten und Sorgen hinwegjiele und zuletzt sogar jene harmlose Abwechslung, die das Schauen durch Befriedigung der Augenlust gewährt? Es klingt paradox, aber ich glaube, daß die Schaufenster schon manchen Selbstmord verhütet haben, indem sie den in der Pflichtentretmühle lebensüberdrüssig gewordenen zerstreuen und vom Brüten abziehen.

Übrigens ist das kleine Buch reich an treffenden Urteilen über unsere Gesellschaftseinrichtungen und an nützlichen Winken; auch bekundet es gründliche Kenntnis des Lebens und, obwohl es nicht mit Zitaten prunkt, der Fachlitteratur. Durch Weckung schlafender Gewissen würde es sehr heilsam wirken, wenn die Vertreter eines rücksichtslosen Kapitalismus dazu gebracht werden könnten, so etwas zu lesen oder anzuhören. Auch die Widerlegung einiger sozialdemokratischen Lehrsätze wird jedem einleuchten, der — nicht unglücklicherweise Sozialdemokrat ist.

Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Von C. Reuling. Stuttgart, G. F. Göschensche Verlagshandlung, 1890

Ein hübscher und vielversprechender Titel. Leider täuscht die Schrift in mehr als einer Beziehung die Erwartungen des Lesers. In ziemlich äußerlicher Weise hat der Verfasser die Handlungen und Charakterzüge der komischen Person zusammengestellt, wie sie sich in den wichtigsten deutschen Dramen vom Passionspiel

des dreizehnten Jahrhunderts bis auf Christian Weise und Stranitzky finden. Ein eigentliches Ergebnis wird nicht zu Tage gefördert; denn daß der lustige Diener des siebzehnten Jahrhunderts ziemlich dieselben Eigenschaften zeigt wie der Bauer in den Fastnachtsspielen, also mit diesem in innerm Zusammenhange steht, darüber kann niemand im Zweifel sein, der mit den von Neuling benutzten Dramen einigermaßen vertraut ist. Auch ist es etwas einseitig, daß der Verfasser in der komischen Figur nur den dummen, freßgierigen, lüsternen Bauern und dann den unter unzähligen deutschen und fremden Namen wiederkehrenden Hans Wurst sieht, dessen Typus die englischen Komödianten ausgebildet haben. In mehreren der behandelten Dramen ist eine ganz andre Person in viel höherm Maße Träger des komischen Elements, so der dramaturgische Vincentius Ladislaus des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, der freilich nicht auf ein älteres deutsches Vorbild, sondern auf den miles gloriosus des Plautus zurückgeht; hier waren eben die Einflüsse des Humanismus festzustellen. Offenbar aus demselben Grunde fehlt auch jede Bemerkung über den Horribilicribrifax, vielleicht die charakteristischste komische Figur, die die deutsche Dramendichtung des siebzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat: auch dieser liegt wie alle, die keine innere Verwandtschaft mit lustigen Personen aus mittelalterlichen Spielen zeigen, außerhalb des Rahmens, in dem sich die Darstellung des Verfassers bewegt.

Noch eins. Es ist betäubend zu sehen, wie „deutsche Philologen“ — und zu denen will doch wohl der Verfasser gerechnet sein — vielfach recht ungeschickt mit ihrer Muttersprache umgehen. Auch Neuling ist in dem Glauben befangen, die Rede werde schwerfällig durch die Hilfszeitwörter in den zusammengesetzten Zeiten, und schreibt: „Ferner berichtet Jan, daß er bei Bacchus Diener gewesen und Jupiter beschlossen, alle u. s. w.“ Nein, ein „ei“ und „habe,“ da wo es hingehört, befördert den Fluß der Rede und erleichtert das Verständnis; dagegen ist das umständliche Pronomen „derselbe,“ das Neuling fast zu Tode heßt, ein unnötiger Ballast. Zwischen „fragt“ und „frägt,“ „Schweizer Dramen“ und „schweizer Dramen,“ „mehreremal“ und „mehremal“ schwankt der Verfasser unsicher hin und her; auch darüber ist er sich nicht klar, daß das Neutrum unsers Relativpronomens „das“ und nicht „was“ heißt. Folgenden schönen Satz möchten wir besonders festnageln: „Den so (!) beliebten Stoff »Hester, Zürich 1567« hat auch Murer bearbeitet.“ Das soll heißen: den beliebten Stoff der Esther hat auch Murer bearbeitet, seine Bearbeitung ist 1567 in Zürich erschienen. Dergleichen spricht für große Flüchtigkeit, ebenso wenn der Verfasser die Redensart „Beifall finden“ mit „Gefallen finden“ verwechselt, wenn er aus den Curatiern Curatier macht (natürlich, die Horatier haben ja auch das i nicht!) und bei der Besprechung des Peter Squenz den Pyramus mit Priamus verwechselt! Druckfehler sind das nicht, die Curatier und Priamus stehen gleich dreimal hinter einander.

Kleists Mäthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Plans neu für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. Leipzig, Paul Beyers Verlag

Den mannichfachen Versuchen, die von Männern der Litteratur wie der Bühne unternommen worden sind, Kleists Mäthchen von Heilbronn in eine Form umzugießen, die das „dramatische Märchen“ für die Aufführung geeigneter machen und zugleich die immer etwas peinlich wirkende Enthüllung am Schlusse von der Vater-schaft des Kaisers vertuschen sollte, diesen Versuchen Holbeins, Devrients, Laubes und anderer hat sich neuerdings Karl Siegens Bearbeitung angereicht. Siegen hat vor allen seinen Vorgängern, die zum Teil ziemlich rücksichtslos mit dem Kleistschen

Texte umgesprungen waren, das voraus, daß er von vornherein darauf verzichtet hat, die Worte der uns gewohnten Fassung des Rätchens „umdichten“ zu wollen; an den Stellen, wo es zu ändern galt, hat er sich ganz davon losgemacht und auf den ursprünglichen Plan Kleists zurückgegriffen, wie ihn die beiden ersten im „Phöbus“ abgedruckten Akte erkennen lassen (denen gegenüber dem Dichter selbst später sein vollendetes Drama als eine Verschlechterung erschien). Bei der Verfolgung dieses ursprünglichen Entwurfes ist es Siegen erstens ermöglicht worden, die besonders im Anfange ziemlich breit dahinfließende Handlung etwas zusammenzufassen, dann aber auch durch Wiederherstellung von Stellen, die Kleist später gestrichen oder geändert hatte, die Charakteristik noch schärfer auszuführen. So beleuchtet der große Monolog des Grafen im zweiten Akt, der in der bekannten Fassung des Dramas fehlt, den Charakter Wetter Strahls weit klarer, als es die sonst nur tropfenweise fallenden Bemerkungen in der Menge der durcheinanderschießenden Szenen instande sind. Das Hauptverdienst aber der Siegenschen Bearbeitung besteht in der Vereinfachung des Schlusses. Es erscheint kein rettender *deus ex machina*, es braucht sich kein Kaiser Karl in langem Monologe die Verführung eines Heilbronner Bürgermädchens ins Gedächtnis zurückzurufen, um dem Grafen die Heirat mit Rätchen zu ermöglichen, dem wackern Friedeborn wird es erspart, sein teures Kind als die Tochter eines andern erkennen zu müssen, die alles besiegende Liebe führt einen natürlicheren und wohlthuernden Abschluß herbei, sie hebt den Grafen über alle Bedenken hinweg, sie läßt ihn seinen Ahnenstolz vergessen und das schlichte Bürgerkind heimführen, dessen Seelenadel ihn bezwingen hat. Mit diesem abrundenden Schlusse ist, man kann wirklich sagen, einem Mangel der Kleistschen Dichtung abgeholfen worden. Daß das Drama durch diese Um- ar- beitung an Bühnenfähigkeit gewonnen hat, zeigt schon ein Blick auf das Szenarium und das Personenverzeichnis: der Szenenwechsel ist mehreremal erspart worden, und statt dreißig sprechender Personen hat Siegen die Hälfte, sechzehn. Nicht zum mindesten diesem Umstande hat es der Bearbeiter auch wohl zu danken, daß schon eine Reihe größerer deutscher Bühnen seine Bearbeitung zur Aufführung angenommen oder schon ausgeführt hat. Daß die Bearbeitung überall, wohin sie gedrungen ist, sich Freunde erworben hat, freut uns im Interesse der schönen Dichtung Kleists.

Schade, daß die Ausstattung des Büchelchens nicht besser ist. Die Verlagsbuchhandlung hat unter andern Anpreisungen auch die mit auf den Umschlag gesetzt: „Geeignetstes Festgeschenk für Damen.“ Wer soll aber einer Dame ein so ärmliches Festchen als „Festgeschenk“ bieten?

Stine. Von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane, 1890

Die Berliner Naturalisten rühmen sich, einen der ältern Vertreter der deutschen Litteratur, noch dazu einen wirklichen Meister und echten Dichter für ihre Richtung und mit ihrem Evangelium gewonnen zu haben. In der That gehören schärfere Augen dazu, als das Publikum und eine gewisse Kritikerzunft besitzen, um den gewaltigen Abstand zu messen, der zwischen den Bestrebungen des reflektirten Sturmes und Dranges und der naiven Lust an treuer Lebens- und Sittenschilderung auch bei den neuesten Arbeiten Theodor Fontanes obwaltet. Vielleicht könnte man sagen, die gewaltfame Bewegung und das ohrzerreißende Geschrei nach der natürlichen Natur und der wahren Wahrheit haben bei einem so selbständigen Schriftsteller, wie es Fontane unzweifelhaft ist, die Neigung gesteigert, eine Reihe von Motiven und Gestalten, die er seiner jahrzehntelangen scharfen Beobachtung des Berliner

Lebens verdankt, wahlloser als ehedem zu verwerten. Es ist zu Zeiten, als ob es ihn triebe, die groben Karrikaturen, die an der Tagesordnung sind, mit ein paar Meisterstrichen in wirkliche Gesichter und Figuren umzuwandeln; ein Zug leiser Ironie liegt über den Zügen des Vielerfahrenen, der den jüngsten Genies beweist, daß sie weder richtig sehen, noch das Gesehene erkennbar wiedergeben können. Zur Gruppe der Berliner Geschichten, die verzerrte Schilderungen des Lebens und Treibens der Hauptstadt gleichsam korrigiren, gehört auch die neueste Erzählung Fontanes, ein Genre- und Sittenbild nicht erquicklicher, aber geistvoller und fesselnder Art, ein Alltagserebnis mit bedenklichem Untergrund und tragischem Ausgang.

„Stine“ ist in gewissem Sinne ein Seitenstück zu des Verfassers kleinem Roman „*Jrrungen=Wirrungen*.“ Der Name ist die Berlinische Abkürzung für Ernestine, und Ernestine ist eine hübsche, junge Arbeiterin, die das zweifelhafte Glück hat, die Neigung eines jungen Grafen Waldemar Halbern zu gewinnen. Trotz ihrer guten Vorsätze, sich zu halten, hat sie es nur der Eigenart und der besondern Sinnesweise des jungen Mannes zu danken, daß sie vor den Schicksalen ihrer schönen Schwester Pauline bewahrt bleibt, die als Witwe Pittelkow die unterhaltene Geliebte eines ältern Grafen Halbern, des Onkels von Waldemar, ist. Der einsiedlerisch und ohne innere Befriedigung seine Tage hinspinnende, dazu kränkliche Graf Waldemar faßt zuletzt den Entschluß, Stine zu heiraten, schlägt den Widerstand, den er bei seiner Familie findet, nicht hoch an, scheut ihn wenigstens nicht, erliegt aber der grausamen Enttäuschung, die ihm Ernestine bereitet. Denn sie schlägt es rund ab, seine Frau zu werden. „Dadurch, daß man anspruchslos sein will, ist man es noch nicht, und es ist ein ander Ding sich ein armes und einfaches Leben ausmalen oder es wirklich führen. Und für alles, was dann fehlt, soll das Herz aufkommen. Das kann es nicht, und mit einemmale fühlst du, wie klein und arm ich bin. Ich glaube, daß aus allem, was du vorhast, nur Unheil kommt, nur Enttäuschung und Elend. Der alte Graf ist dagegen, und deine Eltern sind dagegen und ich habe noch nichts zum Glück ausschlagen sehen, worauf von Anfang an kein Segen lag. Es ist gegen das vierte Gebot, und wer dagegen handelt, der hat keine ruhige Stunde mehr, und das Unglück zieht ihm nach.“

Diese nüchterne, herbe Verständigkeit kommt aus dem Innersten von Stines Natur, kostet aber dem armen kleinen Grafen das Leben. Er hat so wenig Sonnenschein gehabt, daß er den letzten Strahl, der ihm noch genommen wird, nicht missen kann und seinem Dasein durch Gift ein Ende macht. Frau Pauline Pittelkow hat für ihre arme Schwester den Trost bereit: „An bei allens is auch wieder 'n Glück. Tott, er war ja so weit janz gut, im eigentlich ein anständiger Mensch und nich so wie der Olle, der ans Ganze schuld is; warum hat er'n mitgebracht? Aber viel los war nich mit ihm; er war man doch miesig.“ Der Leser aber teilt die Empfindung, die Stines gemeine Wirtin als Chorus ausspricht: „Die wird nich wieder.“ Stine hat auf ihre Art Recht gehabt, als sie die thörichte Heirat ausschlug, jetzt ist sie ins Unrecht gesetzt und wird sich damit nicht abfinden können.

In den Rahmen dieser einfachen Geschichte stellt Fontane nun eine Folge von Szenen hinein, die von seiner genauen Kenntnis aller Antiefen und wunderlichen Widersprüche des Berliner Lebens zeugen. Von der Anmeldung des alten Grafen Halbern bei Frau Pauline Pittelkow und dem Abendessen in deren Wohnung an bis zur Rückkunft der armen Stine von der Leichenfeier ihres kleinen Grafen werden wir vollständig in die schwüle Atmosphäre großstädtischer Not und großstädtischer

Fäulnis versetzt. Mit einer erschreckenden Deutlichkeit führt die Erzählung die wunderbare Mischung ursprünglicher Bravheit, eines gleichsam unverwüßlichen Kernes und lazer Fügung in die hergebrachte Anstalt vor. Diese Pauline ist leider eine nur zu lebenswahre Gestalt, sie, die ohne großes Widerstreben die Maitresse des alten Grafen Haldern ist, den sie selbst „alter Ekel“ betitelt, die sich bei ihrer Kaffeekanne und Kuchen wohl sein läßt und ihrem Grafen Berlinerische Grobheiten sagt, verleugnet auf der andern Seite ihre ererbten und gleichsam nur beiseite gelegten bürgerlichen Ideale nicht. Als sie der „alte“ Graf Haldern beschuldigt, dem Verhältnis zwischen seinem Neffen und ihrer Schwester Vorschub geleistet zu haben, enthüllt sie ihre innerste Seele in dem Ausdruck: „Und nu hören Sie mal ein bißchen zu. Hier drüben wohnt ein Schlosser, ein Kunstschlosser, und hat 'nen Neffen, einen allerliebsten Menschen, der bei den Maikäsern gestanden — aber jetzt is er wieder ins Geschäft. Der war letzten Sommer immer um die Stine 'rum, un wenn der das Mädchen nimmt, dann geh ich nächsten Sonntag in 'n Dom oder zu Büchsele und weine mir aus und danke dem lieben Gott für seine große Gutthat un Gnade, was ich nu schon eine gute Weile nich gedhan habe.“ Auch die Vorstadtschauspielerin Wanda Grünmacher und anderseits der „alte“ Graf Haldern und der „Pagageno“ getaufte Baron sind vollkommen durchgeführte Gestalten, in deren an sich nicht erfreuliche Existenz man klar hineinblickt, deren Thun und Treiben wie deren Seelenregungen uns nach Ursprung, Anlaß und Zusammenhang verständlich werden. Wie gesagt, gegen die Deutlichkeit und Wirklichkeit der Sitten- und Menschendarstellung in „Stine“ läßt sich nichts erinnern, der Unterschied zwischen der künstlerisch sichern Zeichnung und Farbengebung Fontanes und zahlreichen Sudeleien, die sich Berliner Lebensbilder nennen, kommt uns keinen Augenblick aus dem Bewußtsein.

Dennoch müssen wir immer wieder die Frage aufwerfen, was denn die fortgesetzte Vorführung gerade dieser Lebenserscheinungen, die Bevorzugung gerade solcher Szenen und Motive bedeuten, welche innere Gemüthung sie dem Dichter und welche dem Leser gewähren soll? Die Treue der Beobachtung und die Leichtigkeit ihrer Wiedergabe bleiben unter allen Umständen Vorzüge. Aber sie ersetzen die freie Schöpfungslust nicht, mit der sich der Dichter den glücklichen, ihn wahrhaft ergreifenden Stoff in der Phantasie zum eignen Erlebnis gestaltet. Von der Wahrheit und Wärme dieses innern Lebens und Erlebens hängt nach wie vor die Stärke und Nachhaltigkeit poetischer Eindrücke ab; der Anteil, den Zustände und Menschen wie die in „Stine“ geschilderten erwecken, kann sich nicht zur vollen Mitempfindung erheben, und wenn zur Mitempfindung, nicht zur poetischen Wirkung.

Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. Von A. S. Wallis. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Gotha, Friedrich Andreas Perthes

Der vorliegende holländische (oder flämische) Roman ist mit einer gewissen Sauberkeit und Sorgfalt geschrieben, ohne doch in Erfindung, Anlage, Durchführung, Charakteristik, Kolorit und poetischem Stimmungsleben über die Mittelmäßigkeit hinauszuragen und den Eindruck eines eigentlichen Dichterverkes zu hinterlassen. Weder die Grundzüge der Handlung, noch eine der Gestalten, um deren Geschick sich handelt, prägen sich der Erinnerung bleibend ein; anderseits enthält der Roman zu viel an ersten Lebenszügen, an tiefem Betrachtungen, um zur bloßen Unterhaltungsklektüre gerechnet zu werden. Der Verfasser (oder die Verfasserin?) hat so weit den richtigen Instinkt für die Aufgabe des historischen Romans, als er verhältnismäßig wenig unverarbeitetes historisches Material in die breit ausgedehnte

Familiengeschichte hineinbringt, die sich auf dem Hintergrunde der niederländischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts abspielt. Er bemüht sich, die Verhältnisse, Zustände und Ereignisse der unheilvollen sechziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, das Ende der Regenschast der Herzogin Margarete von Parma, das Eintreffen des blutigen Herzogs von Alba und den Beginn der niederländischen Befreiung mit den Geusenkämpfen durch Erlebnisse und Gespräche der handelnden Personen hindurchscheinen zu lassen. Gelingt dies nicht immer, und versagt es sich Wallis nicht, gelegentlich selbst dreinzusprechen, zu erläutern und dem historischen Gedächtnis der Leser nachzuhelfen, so unterbricht dieser Übelstand doch im ganzen den Fluß der Erzählung nicht, der mit etwas mehr als epischer Ruhe langsam fortrinnt. Die Breite des Romans ist stellenweise ermüdend; aber da es sich doch immer um Ereignisse und Kämpfe handelt, deren Bedeutung und Nachwirkung sich bis auf die Gegenwart erstreckt, so wird sie nicht gerade zur Inhaltslosigkeit. In der Hauptsache werden die Schicksale und Erfahrungen eines jungen Helden von dunkler, doch, wie sich schließlich ausweist, hoher Abstammung erzählt, der bei Beginn des Romans noch der alten Kirche angehört und zu den die Niederlande bewegenden Glaubensfragen so wenig Stellung genommen hat, als zu dem Konflikt zwischen niederländischem Selbstständigkeitsdrange und spanischem Despotismus. Edward Melville wird durch eine Reihe innerer und äußerer Prüfungen nach und nach der evangelischen Sache zugeführt, ergreift die Waffen dafür, widersteht dem Flehen seines Vaters, des Grafen und Herzogs von Biale, der ihn schließlich anerkennen will, reißt sich auch von der Geliebten los, die vor der letzten Entscheidung noch einmal in seinen Gesichtskreis tritt, und stirbt in der Schlacht von Heiligerlee, angefechts des ersten Sieges, den die niederländischen Protestanten gegen die Spanier erfochten haben. Die opferwillige Stimmung, die in ihm obwaltet, verkörpert die Stimmung des nordniederländischen Volkes in jener schweren Zeit. Gleichwohl wird die Teilnahme für den Helden nicht warm und lebendig, es fehlt dem Roman an einer starken, vorwärts drängenden, uns lebendig mit ergreifenden Empfindung, der Verfasser illustriert zu viele Gemeinplätze etwa vom Schlage des nachstehenden: „Ein wie schwaches, gebrechliches Geschöpf der Mensch an sich auch ist, so sind doch häufig erst furchtbare Schläge nötig, ehe das arme Herz bricht, und dann ist der Augenblick gekommen, in dem die Seele klagt, daß sie so viel Widerstandskraft besitzt, und die Lippen flehen: Ach, daß ich sterben könnte!“ Auch die allzu häufigen Wiederholungen der schmückenden und belebenden Worte bei den Gestalten, denen der Verfasser seine besondern Sympathien gönnt, wie z. B. bei der Nonne Klara, wirken langweilig. Alles in allem muß man sich doch fragen, warum Bücher dieses Gepräges übersetzt werden, die doch an die guten historischen Romane, die wir in deutscher Sprache haben, nicht heranreichen und selbst mit frischen Erzählungen zweiten Ranges, wie Spindlers „Jude“ und „Jesuit“, Lentners „Tiroler Bauernspiel“ und andern, die mit Unrecht vergessen sind, nicht in die Schranken treten können. Als bloße „Novität“ will ein Buch dieser Art doch nicht angesehen sein, und bleibenden Wert kann man ihm trotz mancher Einzelvorzüge nicht zusprechen.

Eine Fahrt ins Neue Deutschland. Von Armin Meinrad. Kaiserslautern, A. Gotthold

Ein ehemaliger Göttinger Student, Sprecher der Germanen, Teilnehmer an dem unglücklichen Sturm auf die Konstablerwacht in Frankfurt und nun seit einem halben Jahrhundert Arzt in Amerika, ist vom Heimweh wieder über das Meer

getrieben worden. Er wollte wiedersehen, was ihm noch in freundlicher Erinnerung war, sich aber auch überzeugen, daß das Ziel, das den einstigen Hochverrätern vorschwebte, auf andern Wegen wirklich erreicht worden sei. Er wollte „den Kaiser sehen, von dem wir so manchmal gesungen, desgleichen den Kanzler, den eisernen Mann, des zerrissenen Landes Erretter“; und seine Frau schrieb ihm, er müsse bei der Heimkehr den Marschall Moltke beschreiben, habe er den nicht gesehen, so sei das ebenso, wie in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben. Er nennt sich gern einen Hinterwäldler, und zu der Bezeichnung passen nicht allein die knorrigen Verse, in denen er über Erlebnisse und Eindrücke berichtet, und gelegentlich recht kräftige Ausdrücke; auch die ehrliche Gesinnung, die nüchterne Lebensansicht entspricht dem Bilde, das wir uns in Europa von einem Hinterwäldler machen.

Nicht alles gefällt ihm in dem neuen Deutschland, und er hat dessen kein Hehl; doch verheimlicht er sich ebenso wenig, daß hie und da die Schuld wohl nicht an den neuen Zuständen, sondern an seinen alten Augen liege. Das Widerwärtigste sind ihm offenbar „die Drähhbartel mit flüssigen norddeutschen Suaden,“ denn:

Es herrschen in Amerika  
Die schwägenden Advokaten,  
Wer wills verdienen, daß ich drum  
Vorziehe die Männer der Thaten?

Er hatte das Glück, im Reichstage die Hauptthäne zu sehen, und auch einige von ihnen zu hören. Eugen Richter versicherte, die Kinderpest existire nur im Kopfe des Kanzlers, der von der Sperre großen Gewinn habe, und Rickert klagte über die Bedrückung der jüdischen Viehhändler, die die Blüte der deutschen Nation bildeten; Meinrad hat ihnen kostenfrei die Titel Reichssoberwaschfrau und Reichssoberleichenbitter verliehen.

In Warzin erkennen sich Bismarck und der Verfasser als einstige Gegner auf der Mensur, in Greisau führt der Verfasser ein Gespräch über amerikanische Blumenzucht mit einem alten Herrn, den er für den Pastor des Ortes hält, der sich aber schließlich als der große Feldherr zu erkennen giebt. In Berlin und Frankfurt stellt er Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt dieser Städte an (daß Berlin nur durch die Freisinnigen groß geworden ist, scheint ihm nicht verraten worden zu sein!), und auf dem Niederwald vollends geht ihm das Herz auf.

In diesen Tagen thut es doppelt wohl, die Stimme eines Mannes zu vernehmen, der drüben eine gute politische Schule durchgemacht und sein Nationalgefühl so treu bewahrt hat, daß die Freisinnigen ihn wohl für ein „Reptil“ halten werden. Ist doch der alte Burschenschaftler so beschränkt, am Schlusse den Deutschen zuzurufen:

Verlaßt nicht Gott, so wird auch er  
Sein deutsches Volk nicht verlassen!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig